

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 5 (1915)  
**Heft:** 40

**Artikel:** "Soldatenmuetterli"  
**Autor:** Bleuler-Waser, Hedwig  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-642104>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

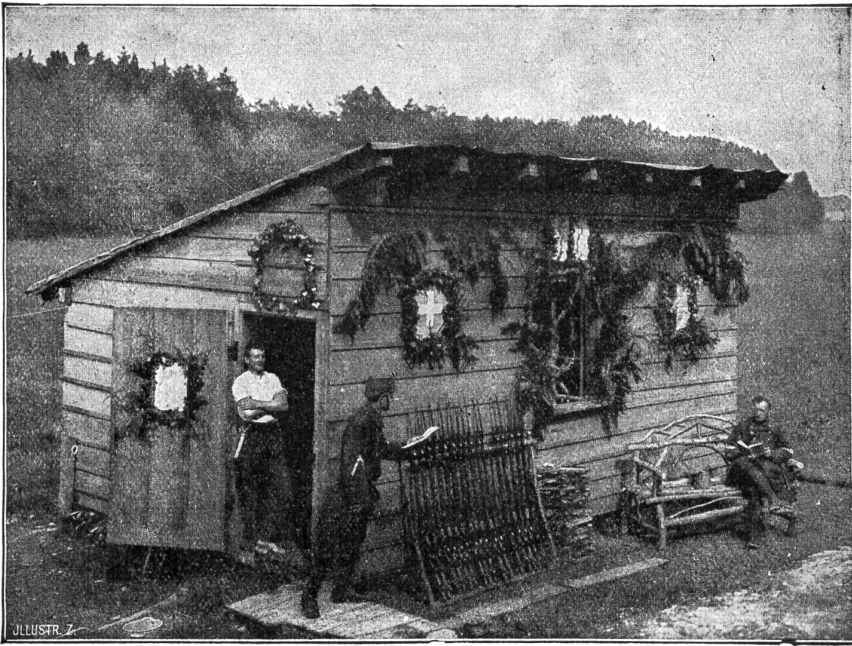
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Schweizerische Grenzwachthütte.

Besucher nur eine Tasse Tee zu 5 Cts. oder gar nichts trinken. Im August haben wir an Tageseinnahmen total 94,000 Fr.

Soldaten lesen, spielen und plaudern, um zu verstehen, wie befriedigend das Werk ist, für alle, die darin stehen.“

## „Soldatenmuetterli“.

„Soldatenmuetterli“ werden von unsern Wehrmännern die Leiterinnen alkoholfreier Soldatenstuben genannt, wie sie bei uns auf weibliche Anregung hin, mit Unterstützung der Militärbehörden, durch einen gemeinnützigen Verband Soldatenwohl überall dort gegründet worden sind, wo sonst (besonders in unwirtlichen Berggegenden) unsere Grenzwehr nach des Tages Mühe nirgends einen wohnlichen Winkel hätte finden können. Nun bietet die Soldatenstube Unterkunft, Gesellschaft, eine Zeitung, ein Buch, ein Spiel, auch demjenigen, der sich nicht einmal die paar Rappen für ihre wohlbereiteten warmen Getränke (im Sommer werden es unvergorene Fruchtsäfte und verschiedene kalte Milchgerichte sein) leisten kann — soll ja doch kein Geschäft gemacht werden; man ist zufrieden, wenn die Stuben sich selber erhalten. Vieles wird von diesen Leiterinnen verlangt, tüchtigen Frauen und Mädchen aus dem Mittelstand, meist durch Dienst in alkoholfreien Wirtschaften, in guten Gasthöfen, in Haushaltungsschulen, in eigener oder fremder Familie geübt. Als Muetterli hat sie nicht nur die Getränke zu bereiten und der kleinen Wirtschaft vorzustehen. Sie muß auch ein teilnehmendes Wort, einen guten Rat spenden können, daneben etwa eine Tasse Kräutertee für irgendein Uebel, eine Ofenede für nasses, eine hilfsreiche Nadel für zerrissenes Gewand. Dem Städter ist eine Schokolade, dem Aelpler die gewohnte Milch, dem Bauernsohn seine „Kartoffelrösti“ bereitzuhalten, wozu dieser freilich die Kartoffeln gerne selber schält, wenn's nicht anders sein kann.

Mithelfen bedeutet überhaupt angenehme Abwechslung für den Soldaten, wie sich schon beim Einrichten der Lokale zeigte, die mit seiner Hilfe aus oft elenden Scheunen hergerichtet werden

mußten, nun aber mit Böden, Licht und Herd, ja sogar mit hängendem Grün und Bilderschmuck ein ganz trauliches Ansehen gewonnen haben. Und dann gilt's, die Stube ebenso sauber zu erhalten. Sauber in mehr als einer Beziehung. „Versteht die wohl auch Spässe?“ fragte zuerst zweifelnd der eine oder andere, auf die Leiterin deutend, die sich keineswegs immer durch Runzeln und graue Haare von vornherein als Muetterli ausweist. „Freilich!“ lacht dieses freundlich, „aber nur die guten Spässe versteh ich.“ So blieb es denn bei den guten. — „Sie ersparen uns Disziplinarfälle, diese Stuben, mehr vielleicht als man so denkt,“ sagte mir ein Oberst, der es nicht verschmäht, auch einmal am saubern Brettertisch Kaffee und Apfel-



Beim Verschönerungskünstler.  
(Photographie J. Weber-Suter, Frauenfeld.)

tuchen sich schmecken zu lassen. Und ein Soldat, den man fragte, was denn er von dieser Einrichtung halte, lachte schlaun: „Freilich wohl bin ich zufrieden mit der Stube; noch zufriedener aber ist meine Frau!“ „Wieso?“ „Bevor wir die Stube hatten, ich also in die Schenke ging, da mußte sie mir Geld schicken; seit der Stube schide ich ihr.“

Wohl dürfen die Frauen daheim vor allem der Seele der ganzen Organisation, einer jungen Redaktorin, welche auf einmal statt einer Feder gegen hundert Wirtschaften

dirigiert, aber auch den Leiterinnen dankbar sein, die bei bescheidenem Lohn, ohne Ruhetage an ihren oft weltverlassenen Posten aushalten; beglückt einzig durch das Walten im eigensten Element des Weibes, durch die Dankbarkeit ihrer „Söhne“, die schon mehr als einmal, wenn sie über Nacht verfehlt wurden, ihre Stube, d. h. was nicht niert und nagelfest daran war, zusammenpackten, das Muetterli obenauf setzten und im Triumph mit sich fortführten, als die moderne Marktetenderin — ohne Fäßchen.

Hedwig Bleuler-Waser im „Kunstwart“.

## Die Ernten.

Ihr Freunde kommt! Laßt uns nicht länger warten!  
Der Herbst ist da! Geöffnet ist sein Garten!  
Geladen sind wir alle zu dem Feste.  
Soldaten sind wir. Heute sind wir Gäste  
Und tafeln froh am grüngedeckten Tisch,  
Die Seele heiter und die Sinne frisch.  
Nicht eine Gabe bleibt unversucht.  
Und jedem leuchtet eine süße Frucht!

Und wie ich mich erlabe und genieße,  
Was muß der andern plötzlich ich gedenken,  
Der Früchte, die voll Blut, wie wir, und gut,

Ergeben sich dem Erntemanne schenken,  
Der mähend jetzt durch ihre Reihen schreitet,  
Der Tod, der sich ein blutig Fest bereitet! —  
Die angebißne Frucht bringt mir kein Glück;  
So geb ich sie der Erde denn zurück!  
Ich aber werfe mich ins Wiefengrün  
Und acht' der Wunder nicht, die darin blühn  
Und wälze zwischen Sinn und Widersinn  
Ergriffen mich im Graße her und hin.  
O Früchte, pranget nicht so leuchtend rot!  
Hier erntet Leben! Dorten harrt der Tod!

Karl Stamm („Aus dem Cornifer“, Verlag Orell süßli, Zürich.)

## Der Krieg und seine angeblichen Wohltaten.

Vorbemerkung der Redaktion: Unter obigem Titel erscheint eben im Verlag des Art. Instituts Orell Süßli, Zürich, die zweite verbesserte Auflage der berühmten Schrift des russischen Pazifisten Novicow (1849—1912). Die Uebersetzung und Neuherausgabe (nach 20 Jahren) besorgte sein Wiener Gesinnungsfreund Dr. Alfred S. Fried, der als Träger des Nobel-Preises ebenfalls einen geachteten Namen führt. In seiner Vorrede betont Fried, wie wahr sich heute, da der von den Pazifisten prophezeite Weltkrieg grausame Wirklichkeit geworden ist, die Argumentation Novicows erweist.

Um der guten Sache zu dienen und um unsern Lesern von der Art und dem Inhalt des Buches einen Begriff zu geben, bringen wir nachstehend einige markante Stellen daraus zum Abdruck.

### Der Krieg als Zweck.

Seit dem grauesten Altertum haben sich die Menschen bekriegt, aber immer nur im Hinblick auf irgend ein Ziel. Das von jedem menschlichen Wesen verfolgte Ziel ist der Genuß. Vermag der Tod seiner Mitmenschen ihm diesen zu verschaffen, opfert er sie unbarmherzig. (So ließ Napoleon zur teilweisen Befriedigung seines Ehrgeizes über zwei Millionen Franzosen hinhorden.) Ist dies aber nicht der Fall, gibt er sich gar nicht erst Mühe, ihn zu töten; denn eine Arbeit ohne Zweck bedeutet das schlimmste aller Leiden. — Man führt Krieg nur aus einem der folgenden Gründe: um seinen Mitmenschen zu fressen, um ihm sein Weib zu entführen, ihn sonst zu berauben oder um ihm eine Religion, bestimmte Ideen oder eine Kulturart aufzudrängen.

Wenn eine Gegend nicht genügend tierische Nahrung bietet, werden zuweilen Kriege geführt, um Gefangene zu machen und sie zu verzehren. — Ueber den Frauenraub wollen wir hinweggehen; er wird jetzt nur mehr in ziemlich seltenen Fällen ausgeübt. — Kriege, die zu dem Zwecke unternommen werden, um sich in den Besitz beweglicher Güter zu setzen, sind ziemlich allgemein in der Uebung gewesen und sind es noch. Was aber in diesem Falle, wie

in allen andern beweist, daß der Krieg nur ein Mittel ist, das ist die Uebung des Loskaufes. Oft erklärten sich Völker bereit, einen Tribut zu bezahlen, um der Plünderung zu entgehen. Wenn die dargebotene Summe den Angreifern genügend groß erschien, nahmen sie dieselbe an, höchst zufrieden damit, erst eine Schlacht nicht liefern zu müssen. Cäsar fiel in Gallien mit der Absicht ein, sich zum Herrn des Landes zu machen, um Vorteile wegen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Es war ein harter Krieg. — Hätten sich jedoch die Gallier nach der ersten Aufforderung unterworfen, dann hätte sich Cäsar nicht die Mühe genommen, eine einzige Schlacht zu liefern, auch nur einen Mann zu töten. Im 16. Jahrhundert schlossen sich die Flammänder dem Protestantismus an, und Philipp II. wollte sie zwingen, wieder Katholiken zu werden. Wenn nun die Flammänder auf die erste Aufforderung des Königs von Spanien zu der Religion ihrer Väter zurückgekehrt wären, hätte Philipp II. nicht einen einzigen Soldaten in die Niederlande gesandt. — Die österreichische Regierung hatte die Zentralisation in allen Provinzen des Reiches eingeführt. Dies verletzte jedoch die nationalen Ansprüche der Magnaren. Wenn Franz Joseph I. bei seiner Thronbesteigung zugestimmt hätte, ihre Wünsche zu befriedigen, hätten sie den Krieg von 1848 nicht geführt.

Einmal hörte ich folgende Meinung aussprechen: „Die reaktionären Ideen feiern in diesem Augenblick Triumphe; wenn dies so weitergeht, ist Europa verloren. Wir brauchen einen allgemeinen Krieg, um zu neuen Bahnen zu gelangen. Die Besiegten werden gezwungen sein, sich zu bessern. Durch die Niederlage erleuchtet, werden sie ihre alten Einrichtungen umwandeln. Die Sieger werden notwendigerweise dasselbe tun müssen und der Liberalismus wird in die Höhe kommen.“ Die Persönlichkeit, die sich so ausdrückte, war also bereit, eine Million Menschen (ein allgemeiner Krieg in Europa würde mindestens diese Zahl von Opfern fordern) für den Triumph seiner politischen Ideen hingeopfert zu sehen. Wie man zugeben wird, ein ziemlich grausames Verfahren; aber auch in diesem Fall, wie in jedem andern, würde das Massakrieren nur ein Mittel und keinen Zweck bedeuten.